

**GRATIS
LESEPROBE**
mit Anregungen für
Ihren Lesekreis

MARTHA
HALL KELLY

*Und am Ende
werden wir
frei sein*

ROMAN

LIMES



Nach ihrem Journalismus-Studium war Martha Hall Kelly lange Jahre als Werbetexterin tätig. Ihren Spürsinn für faszinierende Geschichten hat sie in dieser Zeit aber nie verloren, und so stieß sie schließlich auf die Spuren Caroline Ferridays, einer Amerikanerin, die sich während des Zweiten Weltkriegs für eine Gruppe polnischer Frauen einsetzte. Aus den daraus folgenden Rechercharbeiten entstand schließlich Martha Hall Kellys Debüt »Und am Ende werden wir frei sein«. Der bewegende Roman eroberte die internationalen Bestsellerlisten und wurde allein in den USA über eine Million Mal verkauft. Die Autorin lebt in Connecticut und auf Martha's Vineyard.

»Ein bahnbrechender historischer Roman, der Geschichte aus einem neuen, weiblichen Standpunkt beleuchtet. Klug, voller Feingefühl und einfach mitreißend!«

Fort Worth Star-Telegram

»Ein beeindruckendes, unheimlich berührendes Debüt, das man nie vergisst!«

Library Journal

»Und am Ende werden wir frei sein« verwebt die Geschichten dreier ganz unterschiedlicher Frauenfiguren vor der Kulisse des Zweiten Weltkriegs. Berührend, erschütternd und nachhaltig beeindruckend.«

Historical Novels Review

»Ein meisterhaft geschriebener Roman über drei faszinierend unterschiedliche Frauen, die in die verheerenden Tumulte des Zweiten Weltkriegs geraten.«

Elle

»Inspiriert von der Geschichte einer realen Heldin des Zweiten Weltkriegs, erzählt Martha Hall Kelly die Geschichte dreier Frauen und ihrer Kämpfe für Liebe, Freiheit und zweite Chancen.«

ABC News

KASIA

1939

Eigentlich war es Pietrik Bakoskis Idee, auf den Felsvorsprung an der Hirschwiese zu steigen, um die Flüchtlinge zu sehen. Nur damit es da keine Zweifel gibt. Matka hat mir das nie geglaubt.

Hitler hatte Polen am 1. September den Krieg erklärt, doch seine Soldaten brauchten einige Zeit, um Lublin zu erreichen. Ich war froh darüber, weil ich nicht wollte, dass sich etwas veränderte. Lublin war vollkommen, so wie es war. Wir hörten Radioansprachen aus Berlin, in denen es um neue Vorschriften ging, und am Stadtrand fielen ein paar Bomben. Sonst passierte nichts. Die Deutschen konzentrierten sich auf Warschau, und als die Truppen dort näher rückten, flohen die Menschen zu Tausenden zu uns nach Lublin. Familien reisten in Scharen die hundertfünfzig Kilometer weiter nach Südosten und übernachteten auf den Kartoffeläckern vor der Stadt.

Vor dem Krieg war nie etwas Aufregendes in Lublin geschehen, weshalb wir einen schönen Sonnenaufgang manchmal mehr zu schätzen wussten als einen Kinofilm. Am 8. September, kurz vor Morgengrauen, erreichten wir den Gipfel und sahen unter uns Tausende Menschen, die dort in der Dunkelheit träumten. Ich lag zwischen meinen beiden besten Freunden, Nadia Watroba und Pietrik Bakoski, und beobachtete alles von einem platt gedrückten Strohhaufen aus, der noch warm war, weil eine Hirschkuh mit ihren Kitzen dort geschlafen hatte. Inzwischen waren die Hirsche fort. Frühaufsteher, so wie Hitler.

Als es am Horizont dämmerte, stockte mir der Atem, ein Nachluftschnappen, von dem man überrascht wird, weil man etwas sieht, was so schön ist, dass es wehtut. Ein Jungtier zum Beispiel, Sahne, die über Haferbrei rinnt, oder Pietrik Bakoskis Profil im ersten Morgenlicht. Sein zu achtundneunzig Prozent makelloser Gesicht wurde besonders hübsch von der Morgensonne beschienen, so wie die Prägung auf einer Zehn-Zloty-Münze. In diesem Moment sah Pietrik aus wie alle Jungen beim Aufwachen, bevor sie sich gewaschen haben. Sein Haar hatte die Farbe von frischer Butter und klebte ihm am Kopf – an der Seite, auf der er geschlafen hatte.

Nadias Profil war auch beinahe perfekt, zu erwarten bei einem Mädchen mit so zarten Gesichtszügen. Nur der violette Bluterguss auf ihrer Stirn, Souvenir eines Zwischenfalls in der Schule, trennte sie von den hundert Prozent. Inzwischen war es keine gänseeidicke Beule mehr, aber zu sehen war es noch. Sie trug einen Kaschmirpulli in der Farbe einer unreifen Honigmelone, den ich streicheln durfte, sooft ich wollte.

Es war schwierig zu verstehen, wie eine traurige Situation wie diese eine so hübsche Szene zur Folge haben konnte. Die Flüchtlinge hatten sich aus Bettlaken und Decken eine kunstvoll angelegte Zeltstadt gebaut. Als die Sonne aufging, konnten wir wie mit einem Röntgenapparat durch die geblühten Laken eines Zeltes die Umrisse der Menschen darin erkennen, die sich anzogen, um sich dem Tag zu stellen.

Eine städtisch gekleidete Frau öffnete die Zeltklappe und duckte sich heraus. Sie hielt ein Kind an der Hand, das einen Pyjama und Filzstiefel trug. Die beiden stocherten mit Stöcken im Boden und gruben nach Kartoffeln.

Hinter ihnen in der Ferne erhob sich Lublin wie eine Märchenstadt, verstreute alte pastellfarbene Häuser mit roten Dächern, als hätte ein Riese sie in einem Würfelbecher geschüttelt und auf die geschwungenen Hügel geworfen. Weiter westlich hatten sich früher unser kleiner Flugplatz und ein Industriegebiet befunden, doch das hatten die Nazis bereits bombardiert. Es war das Erste, was sie zerstört hatten, aber zumindest waren noch keine Deutschen in der Stadt einmarschiert.

»Glaubst du, die Briten helfen uns?«, fragte Nadia. »Oder die Franzosen?«

Pietrik betrachtete den Horizont. »Vielleicht.« Er riss ein Grasbüschel aus und warf es in die Luft. »Ein guter Tag zum Fliegen. Die sollten sich besser beeilen.«

Eine Reihe gefleckter Kühe trottete mit bimmelnden Glocken den Hügel hinter und auf die Zelte zu, um dort zu weiden. Angeführt wurden sie von einigen Melkerinnen mit Kopftüchern. Eine Kuh hob den Schwanz und ließ hinter sich eine Spur aus Kuhfladen fallen, die von ihren Artgenossinnen umrundet wurden. Jede Frau hatte eine große silbrige Milchkanne geschultert.

Ich hielt Ausschau nach unserer Schule, der katholischen Mädchenschule St. Monika, an deren Glockenturm eine orangefarbene Fahne wehte. Die Böden dort waren so gründlich gebohrt, dass wir drinnen Pantoffeln aus Satin trugen. Die Tage waren von strengem Unterricht, der täglichen Messe und unseren strikten Lehrerinnen geprägt. Keine von ihnen hatte Nadia geholfen, als sie es gebraucht hätte. Mit Ausnahme von Frau Mikelsky, unserer Lieblingsmathelehrerin.

»Schaut«, sagte Nadia. »Die Frauen kommen mit den Kühen, aber da sind keine Schafe. Normalerweise sind die Schafe jetzt immer draußen.«

Nadia fiel alles auf. Obwohl sie nur zwei Monate älter war als ich, also schon

siebzehn, wirkte sie in gewisser Weise reifer. Pietrik blickte an mir vorbei zu Nadia, als sähe er sie zum ersten Mal. Alle Jungen mochten sie, weil sie so anmutig Rad schlug und eine makellose Haut wie Maureen O'Sullivan hatte und außerdem einen dicken blonden Zopf. Vielleicht war ich nicht so schön wie sie und eine miserable Sportlerin, aber ich war in einer inoffiziellen Abstimmung an unserem Gymnasium zum Mädchen mit den besten Beinen *und* zur besten Tänzerin gewählt worden, an unserer Schule ein Jahrhundertereignis.

»Du kriegst wirklich alles mit, Nadia«, stellte Pietrik fest.

Nadia lächelte ihn an. »Nicht wirklich. Ob wir runtergehen und helfen sollten, die Kartoffeln auszugraben? Du bist nicht ungeschickt mit der Schaufel, Pietrik.«

Flirtete sie mit ihm? Ein eindeutiger Verstoß gegen meine Regel Nummer eins: *Freundinnen zuerst!* Pietrik hatte in der Mittsommernacht meinen Kranz aus dem Fluss geangelt und mir eine Kette mit einem silbernen Kreuz geschenkt. Hatten die Traditionen denn gar nichts mehr zu bedeuten?

Ob Pietrik sich in sie verliebt hatte? Das ergab Sinn. Anfang des Monats hatten die Pfadfinderinnen für wohltätige Zwecke Tänze mit den Jungs bei uns im Ort verkauft. Und Pietriks kleine Schwester Luiza hatte mir erzählt, Nadia habe sämtliche zehn Tänze von Pietrik erworben. Und dann war es zu dem schrecklichen Tumult vor dem Schultor gekommen. Nadia und ich hatten gerade gehen wollen, als die Straßenjungen anfangen, Nadia mit Steinen zu bewerfen und sie zu beschimpfen, weil ihr Großvater Jude war. Pietrik hatte sie in Windeseile gerettet.

Dass die Leute mit Steinen nach Juden warfen, war kein seltenes Ereignis, aber dass es Nadia passierte, war ungewöhnlich. Bis dahin hatte ich gar nicht gewusst, dass sie zum Teil Jüdin war. Wir besuchten eine katholische Schule, und sie konnte mehr Gebete auswendig als ich. Allerdings waren alle im Bilde, seit unser Deutschlehrer Herr Speck uns unseren Familienstammbaum hatte aufzeichnen lassen und dann die ganze Klasse informiert hatte.

An dem Tag, als die Jungen mit Steinen warfen, hatte ich versucht, Nadia wegzuziehen, aber sie hatte sich gewehrt. Frau Mikelsky, die ihr erstes Kind erwartete, war aus dem Schulgebäude gestürmt, hatte die Arme um Nadia geschlungen und die Jungen angeschrien, sie sollten aufhören, weil sie sonst die Polizei rufen werde. Frau Mikelsky war die Lieblingslehrerin aller Mädchen und unser Vorbild; wir wollten so sein wie sie: schön, klug und humorvoll. Sie verteidigte ihre Mädchen wie eine Löwenmutter und schenkte uns *krowki*, Karamellen, für jede fehlerfreie Matheprüfung, weshalb ich immer welche bekam.

Pietrik, der gekommen war, um uns nach Hause zu begleiten, vertrieb die Straßenjungen, indem er eine Schaufel schwenkte. Allerdings büßte er dabei eine

Ecke seines Schneidezahns ein, was seinem Lächeln nicht schadete, sondern es sogar noch niedlicher machte.

Ein seltsames Geräusch riss mich aus meinem Tagtraum. Es war, als summten rings um uns Zikaden. Es wurde lauter, bis der Lärm den Boden unter uns zum Vibrieren brachte.

Flugzeuge.

Sie rasten so tief über uns hinweg, dass sie das Gras niederdrückten. Das Licht brach sich an ihren silbernen Bäuchen. In Dreierformationen bogen sie nach links ab, hinterließen einen öligen Geruch und steuerten auf die Stadt zu. Ihre grauen Schatten glitten über die Felder unter ihnen. Ich zählte insgesamt zwölf.

»Die sehen aus wie die Flugzeuge aus King Kong«, sagte ich.

»Im Film waren es *Doppeldecker*, Kasia«, widersprach Pietrik. »Curtiss Helldivers. Das waren *deutsche* Flugzeuge.«

»Vielleicht sind es ja polnische.«

»Es sind keine polnischen. Das erkennt man an den weißen Kreuzen unter den Tragflächen.«

»Haben sie Bomben an Bord?«, fragte Nadia eher neugierig als ängstlich. Sie fürchtete sich nie.

»Den Flugplatz haben sie sich ja schon vorgenommen«, meinte Pietrik. »Was wollen sie denn sonst noch bombardieren? Bei uns gibt es kein Munitionslager.«

Die Flugzeuge umkreisten die Stadt und flogen dann hintereinander nach Westen. Das erste ging mit einem grässlichen Kreischen in den Sturzflug und warf eine Bombe mitten in der Stadt ab, genau dort, wo sich die *Krakowskie Przedmieście*, unsere Hauptstraße, befand, gesäumt von den schönsten Gebäuden der Stadt.

Pietrik sprang auf. »*Jezu Chryste*, nein!«

Ein gewaltiger Aufprall erschütterte den Boden, und von der Abwurfstelle stiegen schwarze und graue Rauchwolken hoch. Wieder umkreisten die Flugzeuge die Stadt, und diesmal warfen sie ihre Bomben über dem Rathaus ab. Meine Schwester Zuzanna, die gerade ihr Medizinstudium abgeschlossen hatte, half dort manchmal in der Klinik aus. Was war mit meiner Mutter? Lieber Gott, bitte hol mich sofort in den Himmel, falls meiner Mutter etwas zugestoßen ist, dachte ich. War Papa gerade auf dem Postamt?

Die Flugzeuge zirkelten über der Stadt und hielten dann auf uns zu. Wir duckten uns ins Gras, als sie wieder über uns hinwegflogen. Pietrik lag auf Nadia und mir, so nah, dass ich am Rücken spürte, wie unter seinem Hemd sein Herz schlug.

Zwei Flugzeuge kehrten zurück, als hätten sie etwas vergessen.

»Wir müssen ...«, begann Pietrik, doch ehe wir uns rühren konnten, gingen die

Maschinen erneut in den Sturzflug über und rasten tief über das Feld unter uns hinweg. Kurz darauf hörten wir die Bordkanonen. Sie schossen auf die Melkerinnen. Einige Kugeln schlugen ins Feld ein, sodass Staubwolken aufstoben. Andere jedoch trafen die Frauen, die zu Boden stürzten. Die Milch ergoss sich ins Gras. Eine Kuh brach mit einem Aufschrei zusammen. Die Kugeln, die die Milchkannen aus Metall durchlöcherten, erzeugten ein dumpfes Klopfen.

Die Flüchtlinge auf dem Feld ließen ihre Kartoffeln fallen und rannten auseinander, doch die Kugeln streckten einige von ihnen im Lauf nieder. Ich duckte mich, als die letzten beiden Flugzeuge wieder über uns hinwegrasten. Das Feld unter uns war mit toten Männern, Frauen und Kühen bedeckt. Die Kühe, die noch laufen konnten, tobten wie wild herum.

Ich stürmte, gefolgt von Nadia und Pietrik, den Hügel hinunter, durch den Wald und über die mit Tannennadeln übersäten Pfade nach Hause. Waren meine Eltern verletzt? Zuzanna? Da es bei uns nur zwei Krankenwagen gab, würde sie die ganze Nacht bei der Arbeit sein.

Am Kartoffelfeld wurden wir langsamer; es war unmöglich, nicht hinzustarren. Nur eine Milchkannenlänge entfernt ging ich an einer Frau in Zuzannas Alter vorbei. Die Kartoffeln waren rings um sie verstreut. Sie lag auf dem Rücken in den gepflügten Furchen. Die linke Hand hatte sie über ihre Brust gelegt. Ihre Schulter war voller Blut, und auch ihr Gesicht war damit bespritzt. Ein Mädchen kniete neben ihr.

»Schwester«, sagte sie und nahm deren Hand. »Du musst aufstehen.«

»Drück die Wunde mit zwei Händen zusammen«, meinte ich zu ihr, aber sie sah mich nur an.

Eine Frau in einem Morgenmantel aus Chenille erschien und kauerte sich neben die beiden. Sie holte ein bernsteinfarbenes Gummiband aus ihrer schwarzen Arzttasche.

Nadia zog mich weg. »Los. Die Flugzeuge könnten zurückkommen.«

In der Stadt liefen alle wild durcheinander, schrien und kreischten und versuchten, sich mit dem Fahrrad, dem Pferd, Lastwagen oder Karren oder zu Fuß in Sicherheit zu bringen.

Als wir uns meiner Straße näherten, griff Pietrik nach Nadias Hand. »Du bist fast zu Hause, Kasia. Ich begleite Nadia.«

»Und was ist mit mir?«, rief ich ihnen nach. Aber sie rannten bereits die kopfsteingepflasterte Straße hinunter zur Wohnung von Nadias Mutter.

Pietrik hatte sich entschieden.

Ich steuerte auf den Tunnel zu, der unter dem alten Krakauer Tor hindurchführte,

einem hohen Backsteinturm mit einer glockenförmigen Spitze, meiner Lieblingssehenswürdigkeit in Lublin und früher der einzige Zugang zur Stadt. Wegen der Bomben hatte der Turm nun an einer Seite einen Riss, aber wenigstens stand er noch.

Meine Mathelehrerin Frau Mikelsky und ihr Mann, die bei uns in der Nähe wohnten, fuhren auf ihren Rädern in entgegengesetzter Richtung an mir vorbei. Die hochschwängere Frau Mikelsky drehte sich im Fahren nach mir um.

»Deine Mutter sucht dich, Kasia«, sagte sie.

»Wo wollen Sie hin?«, fragte ich.

»Zu meiner Schwester«, erwiderte Herr Mikelsky.

»Geh nach Hause zu deiner Mutter!«, rief Frau Mikelsky über die Schulter.

Während sie weiterfuhren und in der Menschenmenge verschwanden, setzte ich meinen Heimweg fort.

Bitte, lieber Gott, lass Matka unverletzt sein.

Sobald ich unseren Häuserblock erreichte, prickelte mein ganzer Körper vor Erleichterung darüber, dass unser rosafarbenes schmales Haus noch stand. Das Haus auf der anderen Straßenseite war nur noch ein Schutthaufen, ein Gewirr aus Beton und verputzten Mauern und verbogenen Eisenbetten, das quer über die Straße reichte. Ich kletterte über die Trümmer, und als ich näher kam, bemerkte ich, dass einer von Matkas Vorhängen in der sanften Brise aus dem Fenster wehte. Da wurde mir klar, dass die Bomben all unsere Fenster mitsamt Verdunkelungspapier zerschmetterten hatten.

Ich brauchte den Wohnungsschlüssel nicht hinter dem losen Backstein hervorzuholen, denn die Tür stand weit offen. Matka und Zuzanna knieten in der Küche neben Matkas Zeichentisch und sammelten Pinsel vom Boden auf. Der Geruch von umgekipptem Terpentin hing in der Luft. Psina, unser Haushuhn, folgte ihnen. Gott sei Dank, Psina war nicht verletzt – sie war für uns mehr Familienhund als Henne.

»Wo warst du?«, fragte Matka, ihr Gesicht so weiß wie das Zeichenpapier in ihrer Hand.

»Oben auf der Hirschwiese«, erwiderte ich. »Es war Pietriks Idee ...«

Zuzanna stand da und hatte eine Tasse voller Glasscherben in der Hand. Ihr weißer Arztkittel war grau von Asche. Sie hatte sechs lange Jahre gebraucht, um sich diesen Kittel zu verdienen. Ihr Koffer stand neben der Tür. Sicher hatte sie gepackt, um während ihres Praktikums in der Kinderabteilung im Krankenhaus zu wohnen, als die Bomben fielen.

»Wie konntest du nur so dämlich sein?«, tadelte Zuzanna.

»Wo ist Papa?«, fragte ich, während die zwei mir Betonbröckchen aus dem Haar wischten.

»Er ist rausgegangen ...«, begann Matka.

Zuzanna packte Matka an den Schultern. »Sag es ihr, Matka.«

»Er wollte dich suchen«, erwiderte Matka den Tränen nah.

»Bestimmt ist er im Postamt«, fügte Zuzanna hinzu. »Ich schaue nach ihm.«

»Geh nicht«, widersprach ich. »Was, wenn die Flugzeuge zurückkommen?« Angst zuckte in meiner Brust wie ein Zitteraal. Die armen Frauen auf dem Feld ...

»Ich gehe«, beharrte Zuzanna. »Und ich komme wieder.«

»Ich will mit«, sagte ich. »Sie werden mich in der Klinik brauchen.«

»Warum machst du solchen Unsinn? Papa ist deinetwegen weg.« Zuzanna schlüpfte in ihren Pulli und näherte sich der Tür. »Im Krankenhaus braucht dich niemand. Du rollst sowieso nur Verbände. Bleib hier.«

»Geh nicht«, flehte Matka, aber Zuzanna hastete hinaus. Sie war immer stark, so wie Papa.

Matka trat ans Fenster und bückte sich nach den Glasscherben, gab es jedoch auf, weil ihre Hände so heftig zitterten. Sie kam zu mir, strich mein Haar glatt und küsste mich auf die Stirn. *Ja cię Kocham*, wiederholte sie ein ums andere Mal wie eine Schallplatte mit einem Sprung.

Ich liebe dich.

In jener Nacht schliefen Matka und ich zusammen in ihrem Bett. Beide warteten wir mit offenen Augen darauf, dass Papa und Zuzanna eintrafen. Psina, mehr Hund als Huhn, kauerte am Fußende und steckte den Kopf unter einen ihrer daunenweichen Flügel. Mit einem Gackern wachte sie auf, als Papa vor dem Morgengrauen endlich erschien. Die Tweedjacke grau von Asche, stand er in der Tür. Papa hatte schon immer ein trauriges Gesicht wie das eines Bluthunds gehabt. Selbst auf seinen Babyfotos hingen ihm die Hautfalten hinunter. Doch in jener Nacht warf das Licht aus der Küche einen Schatten auf sein Gesicht, der ihn noch bedrückter wirken ließ.

Matka fuhr im Bett hoch. »Ade?« Sie schleuderte die Decke weg und hastete auf ihn zu. Ihre Silhouetten hoben sich dunkel vor dem Licht in der Küche ab. »Wo ist Zuzanna?«

»Ich habe sie nicht gesehen«, antwortete Papa. »Als ich Kasia nicht finden konnte, bin ich zum Postamt gegangen und habe meine Akten draußen verbrannt. Informationen, die die Deutschen interessiert hätten. Namen und Adressen. Militärlisten. Sie haben das Postamt in Warschau besetzt und die Telegrafenerleitung durchgeschnitten. Also sind wir als Nächste dran.«

»Was ist aus den Mitarbeitern geworden?«, erkundigte sich Matka.

Papa warf einen Blick auf mich und antwortete nicht.

»Unserer Vermutung nach sind die deutschen Truppen in einer Woche da. Und aller Wahrscheinlichkeit nach werden sie zuerst hierher kommen.«

»Hierher?« Matka zog ihren Morgenmantel am Hals zusammen.

»Um mich zu suchen. Ich könnte ihnen nützlich sein.« Papa lächelte zwar, aber sein Blick blieb dunkel. »Sie werden das Postamt für ihre eigene Kommunikation verwenden wollen.«

Niemand kannte das Postamt so gut wie Papa. Er leitete es, solange ich mich erinnern konnte. Kannte er Geheimnisse? Papa war Patriot. Er würde lieber sterben, als den Deutschen etwas zu verraten.

»Woher wissen die denn, wo wir wohnen?«

Papa betrachtete Matka, als wäre sie ein Kind. »Die planen das schon seit Jahren, Halina. Falls sie mich gefangen nehmen, brauchen sie mich hoffentlich noch und werden mich am Leben lassen. Wenn es so weit kommen sollte, warte zwei Tage. Wenn du bis dahin nichts von mir gehört hast, nimm die Mädchen und geh nach Süden.«

»Die Briten werden uns helfen«, protestierte Matka. »Die Franzosen ...«

»Es wird niemand kommen, Liebling. Der Bürgermeister flieht und nimmt die Polizei und die Feuerwehr mit. Jetzt müssen wir so viel von unseren Sachen verstecken, wie wir können.«

Papa holte Matkas Schmuckkasten aus der Kommode und warf ihn aufs Bett. »Spül und trockne sämtliche Blechdosen. Wir müssen alle Wertsachen vergraben.«

»Aber wir haben doch nichts falsch gemacht, Ade. Die Deutschen sind ein kultiviertes Volk. Hitler hat sie verhext.«

Matkas Mutter war eine Deutsche gewesen, ihr Vater ein halber Pole. Selbst aus dem Schlaf gerissen war sie schön. Weich, aber nicht zerbrechlich und eine echte Blondine.

Papa packte sie am Arm. »Dein Kulturvolk will, dass wir verschwinden, um selbst hier einziehen zu können. Verstehst du das nicht?«

Papa ging durch die Wohnung und verstaute unsere wichtigsten Wertsachen in einer Blechkiste mit aufklappbarem Deckel: Matkas Krankenschwesternzertifikat, ihre Hochzeitsurkunde, einen kleinen Rubinring aus Matkas Familie und einen Umschlag mit Familienfotos.

»Hol den Sack mit Hirse. Den vergraben wir auch.«

Matka zog den Leinensack unter der Spüle hervor.

»Wahrscheinlich werden sie jedes Haus nach versteckten polnischen Soldaten

durchsuchen«, sagte Papa leise. »Im Radio wurden die neuen Vorschriften gesendet. Polen als Land gibt es nicht mehr. Man darf nicht mehr Polnisch sprechen. Alle Schulen werden geschlossen. Es werden Ausgangssperren verhängt. Um davon befreit zu werden, braucht man einen rosafarbenen Ausweis. Außerdem dürfen wir keine Waffen, Skistiefel oder Lebensmittel besitzen, die über die Rationierung hinausgehen. Wer heimlich etwas hortet, wird mit dem ...« Wieder sah Papa mich an und verstummte. »Wahrscheinlich werden sie sich einfach nehmen, was sie wollen.«

Als Papa seinen alten silbernen Revolver aus der Kommodenschublade nahm, wickelte Matka ihn vorsichtig ein und schenkte ihm einen Kuss auf die Wange.

»Vergrab ihn, Ade«, meinte sie mit geweiteten Augen.

»Vielleicht brauchen wir ihn noch«, widersprach Papa.

Matka wandte sich ab. »Aus Waffen entsteht nie etwas Gutes.«

Nach kurzem Zögern legte Papa den Revolver in die Kiste. »Vergrab deine Pfadfinderuniform, Kasia. Die Nazis haben es auf Pfadfinder abgesehen. In Danzig haben sie einige Pfadfinder erschossen.«

Ich erschauerte. Da ich wusste, dass ich mich nicht mit Papa herumstreiten durfte, steckte auch ich meine wertvollsten Habseligkeiten in die Blechdosen: den Wollschal, den Pietrik früher getragen hatte und der noch nach ihm roch. Das neue rote Kleid aus Cord, das Matka für mich genäht hatte. Mein Uniformhemd von den Pfadfinderinnen und das Halstuch und ein Foto, auf dem Nadia und ich auf einer Kuh ritten. Matka wickelte einige ihrer Zobelhaarpinsel von Kolinsky ein, die ihrer Mutter gehört hatten, und legte sie ebenfalls in eine Dose. Dann versiegelte Papa die Deckel der Dosen mit geschmolzenem Wachs.

In jener Nacht beleuchteten nur die Sterne unseren Garten, eine kahle Fläche, begrenzt von einigen Brettern, die bloß noch vom Unkraut aufrecht gehalten wurden. Papa trat auf das rostige Schaufelblatt, um es in den Boden zu treiben. Es durchschnitt die harte Erde, als wäre die ein Stück Kuchen. Er schaufelte ein tiefes Loch, wie das frische Grab eines Babys.

Wir waren fast fertig, doch selbst im Halbdunkel bemerkte ich, dass Matka noch ihren Verlobungsring am Finger trug. Den, den ihre Mutter ihr geschenkt hatte, weil Papa zu arm gewesen war, um ihr selbst einen zu kaufen. Der Ring ähnelte einer wunderschönen Blume: mit einem großen Diamanten in der Mitte, umgeben von Blütenblättern aus tiefblauem Saphir. Als Matka in der Dunkelheit die Hand bewegte, funkelte er wie ein nervöses Glühwürmchen. »Der Diamant hat einen Kissenschliff. Aus dem siebzehnten Jahrhundert, als man Steine noch so schliff, dass sie auf Kerzenlicht reagierten«, hatte Matka gesagt, wenn die Leute den Ring bewunderten. Und das tat er auch. Er schimmerte, als wäre er lebendig.

»Was ist mit dem Ring?«, fragte Papa.

Das Glühwürmchen verschwand schutzsuchend hinter ihrem Rücken. »Den nicht«, protestierte sie.

Wenn wir als Kinder eine Straße überquert hatten, hatten Zuzanna und ich uns immer gestritten, wer Matkas Hand mit dem Ring halten durfte. Die hübsche Hand.

»Haben wir nicht schon genug vergraben?«, wandte ich ein. »Wir werden hier draußen noch erwischt.«

In der Dunkelheit debattierend herumzustehen würde Aufmerksamkeit erregen.

»Wie du willst, Halina«, entgegnete Papa und warf Schaufeln voller Erde in das Loch, um unsere Schätze zu bedecken. Ich schob mit den Händen Erde hinterher, damit es schneller ging. Papa klopfte den Boden glatt. Danach zählte er seine Schritte zurück zum Haus, damit er später unser Schatzversteck auch wiederfände.

Zwölf Schritte bis zur Tür.

Endlich kam Zuzanna nach Hause. Sie brachte schreckliche Geschichten von den Ärzten und Schwestern mit, die sich die ganze Nacht abgemüht hatten, um die Verwundeten zu retten. Es hieß, viele seien noch unter dem Geröll verschüttet. Wir lebten in Angst davor, die Deutschen vor unserer Tür zu hören, und klebten in der Hoffnung auf gute Nachrichten mit dem Ohr am Küchenradio. Doch wir erfuhren nur von Tragödien. Polen hatte sich verteidigt und hohe Verluste erlitten, da es den modernen Panzerdivisionen und den Fliegerstaffeln der Deutschen unterlegen war.

Als ich am Samstag, den 17. September, aufwachte, berichtete Matka Papa gerade, was sie im Radio gehört hatte. Die Russen hatten Polen von Osten her angegriffen. Würden nun alle Länder über uns herfallen?

Ich traf meine Eltern in der Küche an, wo sie aus dem Fenster spähten. Es war ein kühler Herbstmorgen. Eine leichte Brise blähte Matkas Vorhänge. Als ich mich dem Fenster näherte, bemerkte ich eine Gruppe von Juden in schwarzen Anzügen, die den Schutt vor unserem Haus beseitigten.

Matka schlang die Arme um mich, und sobald die Straße frei war, sahen wir eine Kolonne deutscher Soldaten, die sich heranwälzte wie neue Gäste auf dem Weg in die Pension, beladen mit Bergen von Gepäck. Zuerst kamen Lastwagen, dann Fußsoldaten und dann weitere Soldaten, die kerzengerade und hochmütig auf ihren Panzern standen. Wenigstens blieb Zuzanna dieser traurige Anblick erspart, weil sie an jenem Morgen bereits im Krankenhaus war.

Mama kochte Wasser für Papas Tee, während er alles beobachtete. Ich tat mein Bestes, um mich so still wie möglich zu verhalten. Wenn wir keinen Mucks von

uns gäben, würden sie uns vielleicht nicht behelligen. Um mich zu beruhigen, zählte ich die Vögel, mit denen Matkas Vorhänge bestickt waren. Eine Lerche. Zwei Schwalben. Eine Krähe. Waren Krähen nicht Vorboten des Todes? Das Dröhnen eines Lastwagens wurde lauter.

In dem Versuch, die in mir aufsteigende Panik zu unterdrücken, atmete ich tief durch.

»Raus, raus!«, brüllte ein Mann. Das schreckliche Klappern beschlagener Stiefel auf dem Kopfsteinpflaster. Es waren so viele.

»Weg vom Fenster, Kasia«, sagte Papa und wich selbst zurück. Sein gepresster Tonfall verriet mir, dass er Angst hatte.

»Sollen wir uns verstecken?«, flüsterte Matka. Sie drehte ihren Ring herum, so dass der Stein in ihrer hohlen Hand verborgen war.

Während Papa zur Tür ging, lenkte ich mich mit einem Gebet ab. Geschrei und Befehle ertönten, und kurz darauf fuhr der Lastwagen wieder ab.

»Ich glaube, sie verschwinden«, raunte ich Matka zu.

Ein Klopfen an der Tür ließ mich zusammensucken. »Aufmachen!«, rief eine Männerstimme.

Matka erstarrte. Papa öffnete die Tür.

»Adalbert Kuzmerick?«, fragte ein SS-Mann und stolzierte aufgeblasen und mit selbstzufriedener Miene ins Haus.

Er war zwei Handbreit größer als Papa, so hochgewachsen, dass seine Mütze beinahe den Türstock streifte, als er hereinkam. Er und sein Untergebener steckten beide in voller Sonderdienst-Uniform mit schwarzen Stiefeln. Auf ihren Mützen prangte der gruselige Totenkopf mit zwei klaffenden Löchern als Augen. Als er an mir vorbeiging, stellte ich fest, dass er nach Nelkenkaugummi roch. Außerdem wirkte er gut genährt, und er reckte das Kinn so hoch, dass ich ein kleines Stück weißen Papiers an seinem Adamsapfel erkennen konnte, wo er sich beim Rasieren geschnitten hatte. Sogar sein Blut war nazirrot.

»Ja«, erwiderte Papa so ruhig wie möglich.

»Leiter des Postamtes?«

Papa nickte.

Zwei weitere Wachmänner packten Papa an den Armen und zerrten ihn so schnell hinaus, dass er sich nicht einmal mehr nach uns umschauchen konnte. Ich versuchte, ihm zu folgen, doch der Hochgewachsene versperrte mir mit einem Schlagstock den Weg.

Mit wildem Blick stürmte Matka zum Fenster. »Wo bringen Sie ihn hin?«

Plötzlich fror ich am ganzen Körper und bekam kaum noch Luft.

Ein anderer SS-Mann, mager und kleiner als der erste und mit einem Brotbeutel aus Leinen vor der Brust, trat hinzu.

»Wo bewahrt Ihr Mann seine dienstlichen Unterlagen auf?«, erkundigte sich der Große.

»Nicht hier«, entgegnete Matka. »Könnten Sie mir sagen, wohin Sie ihn bringen?«

Matka stand mit vor der Brust verschränkten Fingern da, während der Magere unser Haus durchstreifte, Schubladen öffnete und all unsere Papiere in seinen Beutel stopfte.

»Kurzwellenradio?«, fragte der Große.

Matka schüttelte den Kopf. »Nein.«

In mir krampfte sich alles zusammen, als der Magere unsere Schranktüren auf-riss und das wenige Essen, das wir hatten, in seinen Beutel stopfte.

»Jeglicher Proviant ist Eigentum des Reichs«, verkündete der Große. »Man wird Lebensmittelkarten an Sie verteilen.«

Dosen mit Erbsen, zwei Kartoffeln und ein trauriger Salatkopf wanderten in den Beutel des Mageren. Dann griff er nach der zusammengerollten Papiertüte, die Matkas letzten Kaffee enthielt.

Sie streckte die Hand danach aus.

»Oh, bitte, könnten wir den Kaffee behalten? Mehr haben wir nicht.«

Der Große drehte sich um und musterte Matka eine Weile. »Lassen Sie ihr den Kaffee«, sagte er, worauf sein Untergebener ihn wieder auf die Anrichte warf.

Die Männer trampelten durch unsere drei kleinen Zimmer, zerrten Kommodenschubladen heraus und kippten Socken und Unterwäsche auf den Boden.

»Waffen?«, fragte der Große, während der andere die Schränke durchwühlte. »Weitere Lebensmittel?«

»Nein«, antwortete Matka. Ich hatte noch nie erlebt, dass sie log.

Er machte einen Schritt auf sie zu. »Möglicherweise haben Sie schon gehört, dass auf Unterschlagung von Reichseigentum die Todesstrafe steht.«

»Das ist mir klar«, entgegnete Matka. »Wenn ich meinen Mann vielleicht besuchen dürfte ...«

Wir folgten den Männern hinaus in den Garten. Die Anwesenheit der SS-Männer ließ den Garten, der auf allen Seiten eingezäunt war, kleiner wirken. Alles sah ganz normal aus, nur dass die Stelle, wo wir unsere Sachen versteckt hatten, noch immer ein bisschen zu eben wirkte. Es war so offensichtlich, dass dort etwas vergraben worden war. Ich zählte die Schritte des SS-Mannes, als dieser in den Garten ging. *Fünf ... sechs ... sieben.* Bemerkten sie, wie meine Knie zitterten?

Psina, unser Huhn, trippelte auf unsere verborgenen Schätze zu und fing auf der

Suche nach Insekten gleich neben der Stelle zu scharren an. Mein Gott, die Schaufel lehnte sogar gut sichtbar hinten am Haus. Am Blatt klebte noch Erde. Würden sie uns ins Schloss von Lublin abtransportieren oder uns gleich hier im Garten erschießen, damit Papa uns hier fände?

»Halten Sie mich für blöd?«, sagte der Große und steuerte auf die Stelle zu.

Acht ... neun ...

Mir schnürte es die Luft ab.

»Natürlich nicht«, erwiderte Matka.

»Holen Sie die Schaufel«, befahl der Große seinem Untergebenen. »Haben Sie wirklich geglaubt, sie kämen damit durch?«

»Bitte nicht«, flehte Matka. Sie umklammerte das Medaillon mit der heiligen Maria, das sie um den Hals trug. »Eigentlich bin ich aus Osnabrück. Kennen Sie das?«

Der Große nahm die Schaufel. »Natürlich kenne ich das. Wer war noch nicht in Osnabrück auf dem Weihnachtsmarkt? Haben Sie sich als Volksdeutsche registrieren lassen?«

Volksdeutsche waren die geborenen Deutschen, die nicht in Deutschland lebten. Die Nazis setzten polnische Bürger deutscher Herkunft so wie Matka unter Druck, sich registrieren zu lassen. Danach bekamen sie mehr zu essen, bessere Arbeitsplätze und von Juden und Polen beschlagnahmte Besitztümer. Matka wäre niemals Volksdeutsche geworden, da das ein Zeichen dafür war, dass man die Deutschen unterstützte. Allerdings brachte sie sich mit ihrer Weigerung in Gefahr, weil sie nun als Feindin des Reiches galt.

»Nein, aber ich bin zum Großteil Deutsche. Mein Vater war nur zum Teil Pole.«

Psina scharrte in der Erde rings um die glatte Stelle herum und pickte nach etwas.

»Wenn Sie Deutsche wären, würden Sie doch nicht gegen die Vorschriften verstoßen, oder? Zum Beispiel Reichseigentum unterschlagen?«

Matka berührte ihn am Arm. »Es ist so schwierig zurzeit. Verstehen Sie das nicht? Denken Sie an Ihre eigene Familie.«

»Meine Familie hätte alles, was sie besitzt, dem Reich ausgehändigt.«

Der SS-Mann mit der Schaufel näherte sich weiter der Stelle.

Zehn ... elf ...

»Es tut mir schrecklich leid«, sagte Matka und ging ihm nach.

Ohne auf Matka zu achten, machte der Mann noch einen Schritt.

Zwölf.

Wie tief würde er graben, bis er auf die Kisten stieß?

»Bitte geben Sie uns noch eine Chance«, meinte Matka. »Die Vorschriften sind so neu.«

Der Mann drehte sich um, stützte sich auf die Schaufel und musterte Matka von Kopf bis Fuß. Als er lächelte, konnte ich seine Zähne deutlich erkennen. Sie sahen aus wie kleine Kaupastillen.

Er beugte sich zu ihr vor und senkte die Stimme. »Sicher kennen Sie auch die Vorschriften im Zusammenhang mit der Ausgangssperre.«

»Ja«, antwortete Matka. Eine kleine Falte entstand zwischen ihren Augenbrauen, und sie trat von einem Fuß auf den anderen.

»Das ist eine Vorschrift, gegen die Sie gern verstoßen können.« Der SS-Mann griff nach Matkas Medaillon und rieb es zwischen Daumen und Zeigefinger. Dabei sah er ihr die ganze Zeit in die Augen.

»Um gegen die Ausgangssperre zu verstoßen, braucht man einen rosafarbenen Ausweis«, entgegnete Matka.

»Den habe ich hier in der Tasche.« Er ließ das Medaillon los und legte sich die Hand aufs Herz.

»Ich verstehe nicht ganz«, sagte Matka.

»Das denke ich schon.«

»Soll das heißen, Sie werden nicht weiter nachforschen, wenn ich Sie besuche?«

»Falls Sie das so aufgefasst haben ...«

»Die Deutschen, die ich kenne, sind kultivierte Menschen. Wie können Sie von einer zweifachen Mutter so etwas verlangen?«

Der Mann neigte den Kopf zur Seite, biss sich auf die Lippe und griff nach der Schaufel. »Ich bedaure, dass Sie das so sehen.«

»Moment«, rief Matka.

Der Mann hob die Schaufel hoch über den Kopf.

»Mein Gott, nein!«, schrie Matka und wollte ihn am Arm packen, aber es war zu spät. Sobald die Schaufel in der Luft schwebte, konnte sie ihn nicht mehr aufhalten.

Lesen Sie weiter ...

Martha Hall Kelly
Und am Ende werden wir frei sein
Übersetzt von Karin Dufner

Roman, 688 Seiten
€ 22,00 [D] / € 22,70 [A] / 30,90 CHF*
[*empf. VK-Preis]
ISBN 978-3-8090-2718-8

 Auch als E-Book erhältlich.
ISBN 978-3-641-24703-4

Ab 24. Februar 2020 erhältlich.





①

Caroline Ferriday

②

Gruppenfoto der 35 geretteten
polnischen Häftlinge des
Konzentrationslagers Ravensbrück

③ + ④

Caroline Ferriday und die
ehemaligen Kriegsgefangenen
an Weihnachten im
Bellamy-Ferriday House
in Bethlehem, Connecticut,
1958

①



②



③



④

Interview

mit

MARTHA HALL KELLY

Und am Ende werden wir frei sein basiert auf der Geschichte Caroline Ferridays, einer realen Heldin aus der Zeit des Zweiten Weltkriegs. Wie sind Sie auf deren Geschichte gestoßen?

Ich bin über einen Artikel, der 1999 in der Zeitschrift *Victoria* erschien, auf Caroline Ferridays Geschichte gestoßen. Der Bericht hieß »Caroline's Incredible Lilacs« und war mit Fotos von einem prächtigen Gebäude in Bethlehem, Connecticut, illustriert, das heute als Bellamy-Ferriday House bekannt ist. Es waren auch Aufnahmen vom Garten voller seltener Fliedersorten abgedruckt. Da ich eine Schwäche für alles Fliederfarbene habe, fuhr ich eines Tages zu diesem Haus und buchte eine Führung. Ich war an diesem Tag die einzige Besucherin und konnte so ungestört die Atmosphäre des Hauses in mich aufnehmen. Am Schluss der Besichtigungstour zeigte mir die Museumsführerin Carolines Schreibtisch, auf dem ein altes Schwarz-Weiß-Foto stand, das eine Gruppe lächelnder Frauen mittleren Alters zeigte. »Das sind die Polinnen, die Caroline nach Amerika geholt hat«, erklärte sie mir. Es stellte sich heraus,

dass es sich bei diesen Frauen um ehemalige Kriegsgefangene handelte, die während des Zweiten Weltkriegs in Ravensbrück inhaftiert waren, dem einzigen Konzentrationslager für Frauen. Caroline Ferriday hat sich damals nachhaltig für die Polinnen eingesetzt, ihnen u. A. medizinische Versorgung und Papiere verschafft und ihnen so ein neues Leben in Amerika ermöglicht. Als ich diese unglaubliche Geschichte hörte, fragte ich mich, warum kaum jemand von dieser Heldentat wusste. Ich begann daraufhin weiter über Caroline zu recherchieren und daraus entstand schließlich dieser Roman.



Sind neben Caroline Ferriday auch weitere Figuren im Roman von wahren Personen inspiriert? Wie sind sie an deren Charakterzeichnung herangegangen?

Neben Caroline hat es auch Herta Oberheuser wirklich gegeben, ebenso wie das weitere von mir erwähnte Personal in Ravensbrück, Hertas Eltern sowie Carolines Mutter und Vater, Eliza und Henry Ferriday. Um sie als Figuren zum Leben zu erwecken, habe ich mich bemüht, sie alle so realistisch wie möglich darzustellen. Die Lektüre von Carolines Aufzeichnungen und Briefen, die Protokolle der Nürnberger Ärzteprozesse – bei denen Herta Oberheuser übrigens als einzige Frau vor Gericht gestanden hatte – sowie Aussagen von Zeitzeugen haben mir Hinweise auf die Persönlichkeiten und Handlungsgründe dieser Menschen gegeben.

Was Kasia Kuzmerick und ihre Schwester Zuzanna angeht, so gab es diese Figuren nicht wirklich, sie sind aber lose an zwei Schwestern –

Nina und Krystyna Iwanska – angelehnt, die damals selbst in Ravensbrück inhaftiert waren. Ich war so beeindruckt von diesen beiden Frauen, ihrer Entschlossenheit und ihrem Mut, die sie in dieser dunklen Zeit an den Tag gelegt hatten. Da ich zudem selbst zwei Schwestern und zwei Töchter habe, deren geschwisterliche Verbundenheit ich seit über vierundzwanzig Jahren beobachte, konnte ich mich der Geschichte von Nina und Krystyna einfach nicht entziehen. Selbstverständlich sind bei der Charakterentwicklung Kasias und Zuzannas auch die Memoiren und Erfahrungsberichte der geretteten polnischen Frauen eingeflossen. Caroline liebte sie wie ihre eigenen Töchter und das wollte ich unbedingt zeigen.



Wie sind sie bei der Recherche für den Roman vorgegangen, gab es einen Fund oder Moment, der Sie besonders bewegt hat?

Neben der Recherche in der Sammlung des Bellamy-Ferriday House sowie in diversen Archiven unternahm ich Reisen nach Deutschland und Polen. Ich spazierte durch Lublin, besichtigte das gewaltige Schloss, wo die Frauen vor dem Abtransport in die Lager gefangen gehalten worden waren, und verbrachten lange Stunden in Museen. Auch ließ ich mir von Einwohnern ihre eigenen Erfahrungen während der Kriegsjahre berichten. In Warschau hatte ich sogar das Glück selbst mit einer Überlebenden aus Ravensbrück sprechen zu können. Die Schilderungen ihrer Lagerhaft lieferten wertvolle historische Details. Von Warschau aus fuhr ich mit dem Zug nach Berlin und schließlich nach Fürstenberg. Ich wollte den Weg, den die Häftlinge damals erfahren haben, nachempfinden.

Am selben Bahnsteig aus dem Zug zu steigen wie damals die Frauen von Ravensbrück war eine besonders unwirkliche und traurige Erfahrung, ebenso die Besichtigung des Lagers selbst. Mir war es aber wichtig, eine möglichst wahrheitsgetreue Schilderung der Schicksale der Häftlinge zu verfassen und in Vergessenheit geratenen Ereignissen neues Leben einzuhauchen.



Die Grausamkeiten, die in Ravensbrück verübt wurden, zeigen den Menschen von seiner dunkelsten Seite. Dieser schonungslosen Darstellung stellen Sie aber auch Figuren und Szenen gegenüber, die etwas Positives, Hoffnungsvolles verkörpern. War dieser ständige Perspektivwechsel beim Schreiben schwierig?

Wenn man in der Ich-Perspektive schreibt, ist es sehr leicht, in eine Figur – sei sie nun gut oder böse – einzutauchen und in ihr zu versinken. Dementsprechend war es eine Erleichterung, nach den schrecklichen Ereignissen im Lager wieder über Carolines Leben in New York schreiben zu können. Schwierig war der Perspektivwechsel zwar nicht unbedingt, denn ich habe jede Zeile, selbst die abstoßendsten Szenen, gern geschrieben. Aber es war in der Tat eine emotionale Berg- und Talfahrt.





Anregungen für

Lesekreise & Buchclubs

1. Die Schauplätze der Geschichte unterscheiden sich stark. Zum einen erlebt man Carolines glamouröses Leben in New York, zum anderen das bedrückende Dasein der Häftlinge im Konzentrationslager. Wie haben diese Kontraste Ihre Leseerfahrung beeinflusst?

2. Während der Zeit in Ravensbrück finden Kasia und die übrigen Gefangenen verschiedene Wege, um ihren Widerstand deutlich zu machen. Erörtern Sie die unterschiedlichen Aktionen. Welche erschien Ihnen am wirksamsten? Am anrührendsten? Am erfolgversprechendsten?

3. Ist Herta für Sie eine Person, deren Beweggründe man nachvollziehen kann? Warum oder warum nicht?

4. *Und am Ende werden wir frei sein* spricht diverse zwischenmenschliche Themen an: Frauenfreundschaften, die Beziehung zwischen Mutter und Tochter, Liebe, Untreue, geistige Gesundheit und noch vieles mehr. Wie beeinflussen diese Aspekte das Leben der Romanfiguren?

Das komplette Interview
sowie alle Anregungen
für Ihren Lesekreis finden
Sie unter:

www.limes-verlag.de/hall_kelly



© der deutschsprachigen Ausgabe 2020 by Limes in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München, © der Originalausgabe 2016 by Martha Hall Kelly

Gestaltung: © Minkmar Werbeagentur, München, www.minkmar.de
Umschlagmotiv: © Johannes Wiebel | punchdesign, unter Verwendung von Vyntage Visuals/Shutterstock.com

Weitere Informationen zum Buch finden Sie auf www.limes-verlag.de
Besuchen Sie uns auch auf   

Überall,
wo es
Bücher
gibt.

Inspiriert von der
Geschichte einer
realen Heldin beleuchtet
Martha Hall Kelly den *Zweiten Weltkrieg*
aus einer neuen, weiblichen Perspektive.



Roman. 688 Seiten | € 22,00 [D]. Auch erhältlich als E-Book.





Millionen Leser weltweit waren berührt, erschüttert und beeindruckt.

Nun erscheint der Sensationserfolg in Deutschland und erzählt eine nur wenig bekannte Geschichte aus der Zeit des Zweiten Weltkriegs.

1939: Die New Yorkerin Caroline Ferriday liebt ihr Leben. Ihre Stelle im Konsulat erfüllt sie, und ihr Herz schlägt seit Kurzem für den französischen Schauspieler Paul. Doch ihr Glück nimmt ein jähes Ende, als sie die Nachricht erreicht, dass Hitlers Armee über Europa hinwegfegt und Paul aus Angst um seine Familie nach Europa reist – mitten in die Gefahr.

Auch das Leben der jungen Polin Kasia ändert sich mit einem Schlag, als deutsche Truppen in ihr Dorf einmarschieren und sie in den Widerstandskampf hineingerät.

Währenddessen würde die Düsseldorferin Herta alles dafür tun, um Ärztin zu werden. Als sie ein Angebot für eine Anstellung erhält, zögert sie deshalb keinen Augenblick.

Noch ahnen die drei Frauen nicht, dass sich ihre Wege an einem der dunkelsten Orte der Welt kreuzen werden und sie bald für alles kämpfen müssen, was ihnen lieb und teuer ist ...